

Dr. Wolfgang Hien

Männlichkeitsmuster – Wie Arbeitnehmer mit ihrer eigenen Gesundheit umgehen

Grundlage des nachfolgenden Beitrages sind die Ergebnisse des Forschungsprojektes "Arbeitsplatz und Gesundheit im Lebensverlauf am Beispiel der (ehemaligen) Werftarbeiter des Bremer Vulkan", das wir Rahmen des Zentrums für Sozialpolitik und des Zentrums für Public Health der Universität Bremen von Mitte 1998 bis Ende 2001 durchgeführt haben (Hien, W. / König, C. / Milles, D. / Spalek, R.: Am Ende ein neuer Anfang? Arbeit, Gesundheit und Leben der Werftarbeiter des Bremer Vulkan. VSA-Verlag, Hamburg 2002). In diesem Projekt wurden eine Reihe von zentralen Momenten sichtbar, was als Männlichkeitsmuster im Umgang mit Gesundheit und Krankheit bezeichnet werden kann: das Herausstellen von Stärke und Härte und das Dethematisieren von Schmerz und Leid. Anhand eines Fallbeispiels wird ein weiterer Aspekt des Männlichkeitsmusters vorgestellt: die heroische Arbeitsorientierung, die zur Vernachlässigung familiärer und emotionaler Grundbedürfnisse führt, die bis zur schmerzlichen Versagung reichen kann. Heute freilich zeigen sich in der Rückschau bei vielen Betroffenen bemerkenswert selbstreflexive Momente, auf die näher eingegangen werden soll. In einem anthropologischen Exkurs – hier als philosophische Lehre vom Menschen gemeint – möchte ich den begrifflichen Unterschied zwischen Körper und Leib und in einem soziologischen Exkurs zum sogenannten Gender-Diskurs den begrifflichen Unterschied von biologischer und sozialer Männlichkeit aufzeigen. Auch soll an dieser Stelle auf einige Ergebnisse der geschlechterspezifischen Gesundheitsforschung eingegangen werden. Vor diesem anthropologischen und soziologisch-gesundheitswissenschaftlichen Hintergrund wird ein weiteres Fallbeispiel aus der oben genannten Forschungsarbeit vorgestellt. Abschließend werden einige Entwicklungstendenzen der Dienstleistungsarbeit skizziert, die darauf hindeuten, dass Männlichkeitsmuster mit dem Niedergang der klassischen Industriearbeit nicht etwa verschwinden, sondern vielmehr im Rahmen neuer Arbeitsformen auch von Frauen übernommen werden, was am Beispiel der IT-Branche besonders deutlich wird.

Einige Ergebnisse des Vulkan-Projektes

Mit dem Ende des Bremer Vulkan 1997 ging nicht nur ein Stück Industriegeschichte zu Ende, sondern auch eine Kultur, die von harter körperlicher Arbeit und gesundheitlichem Raubbau gekennzeichnet war. Zum Zeitpunkt der Betriebsschließung waren die Werftarbeiter im Schnitt 50 Jahre alt und ab diesem Alter meist auch körperlich stark angegriffen, insbesondere der Rücken, die Gelenke und die Atemwege – letztere vor allem durch Asbeststäube, Schweiß- und Brennrauche. Hinzu kamen die enormen psychischen Belastungen durch den Konkurs und die zunehmende Unsicherheit, was aus dem Arbeitsplatz werden würde und schließlich der Schock der Erwerbslosigkeit. Die damit verbundenen Ängste – vor allen Dingen die Verlustängste hinsichtlich der Ernährerrolle – wurden von vielen Werftarbeitern kaum offen artikuliert und eher „in sich hineingefressen“. War es schon während der Vulkan-Zeit um die Gesundheit der Werftarbeiter nicht zum Besten bestellt, so hat sich nach der Werftschließung der Gesundheitszustand noch einmal erheblich verschlechtert. Eine Befragung aller zuletzt auf der Werft beschäftigten Arbeiter ergab: Der Anteil der an der Wirbelsäule Erkrankten nahm von 35 auf 63 Prozent und derjenigen, die an den Atemwegen erkrankt sind,

von 13 auf 27 Prozent zu. Die psychischen Erkrankungen sind von 6 auf 10 Prozent gestiegen. Insgesamt war drei Jahre nach der Werftschließung ein Drittel der ehemaligen Mitarbeiter der Vulkan-Werft ohne Arbeit, und bei den 50 bis 59-jährigen ist sogar mehr als jeder zweite ohne Arbeit. Beachtenswert ist eine nach wie vor stark ausgeprägte Arbeitsorientierung, d.h. die ehemaligen Mitarbeiter der Vulkan-Werft versuchen, oftmals trotz chronischer Erkrankung, wieder in Arbeit zu kommen, auch wenn Arbeitsbedingungen und Arbeitslohn wesentlich schlechter sind. Arbeitskultur und Arbeiterkultur auf der Werft waren bestimmt von Kollektivität, Härte und Produzentenstolz. Dies ist das Ergebnis von 40 Tiefeninterviews, die zusätzlich zur schriftlichen Befragung durchgeführt wurden. Nachfolgend werden einige charakteristische Aussagen zitiert:

"Am Ende des ersten Tages hab' ich gedacht: Hier wirst du mit Sicherheit nicht alt!"

"Viele sind ja angefangen bei uns, aber vielen war das einfach zu hart."

"Ja, man musste die erste Zeit auf die Zähne beißen, sich durchbeißen ..."

"Schwere Arbeit, Wind und Wetter, Schmutz und Dreck – das haben wir nie gescheut!"

"Wir waren, wenn ich mir so alte Bilder anschau, wirklich lebende Arbeiterdenkmäler."

"Das wichtigste war das Schiff: Das musste fertig werden, das musste raus!"

"Arbeitsschutz an Bord, das schien uns ein Ding der Unmöglichkeit."

"Wenn's einem mal wirklich nicht so gut ging, den haben wir mit durchgezogen."

"Da gab's auch Übersensibilisierte, die wollten's denn noch schöner haben."

Was in solchen Aussagen deutlich wird, ist ein Einlenken, geradezu ein Sich-Hinein-Beißen in eine Arbeitskultur, in der ein rücksichtsloser Raubbau an der eigenen Gesundheit als Preis für die soziale Anerkennung im Betrieb in Kauf genommen wurde. Wer anerkannt sein wollte, musste sich ein hohes Maß an Selbstkontrolle, d.h. auch: an Härte und Durchhaltevermögen, angewöhnen. Persönliche Belastungen und Belastungsfolgen offen zu thematisieren galt als Zeichen von Wehleidigkeit und Schwäche. Der männliche Körper war das Instrument, das einem Identität verlieh, nicht zuletzt vermittelt über den Lohn und die Rolle des Familien-Ernährers. Aus den Interviews wird deutlich, dass die Werftarbeiter nur zögernd und widerstrebend Aufklärungen von im Arbeits- und Gesundheitsschutz Engagierten ernst genommen haben. Die Werftarbeiter versuchten, Warnsignale beginnender Erkrankungen lange zu ignorieren; Arztbesuche wurden oftmals viel zu lange hinausgezögert. Diese soziologischen Befunde decken sich mit denjenigen der allgemeinen Männergesundheitsforschung (vgl. die Broschüre „Lohn der Angst“, herausgegeben von der Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales der Freien und Hansestadt Hamburg, 2000; vgl. auch Eickenburg und Hurrelmann in: „Die Gesundheit der Männer ist das Glück der Frauen?“, herausgegeben von der Gesundheitsakademie und dem Landesinstitut für Weiterbildung NRW. Mabuse-Verlag Frankfurt am Main 1998). Nach dem Manifestwerden schwerer Krankheiten und dem schmerzlichen Niedergang körperlicher Kräfte werden zwar die gesundheitlichen Schäden thematisiert, teilweise in Einsicht der negativen Aspekte der durchlebten und durchlittenen Arbeitskultur, teilweise aber auch als Inszenierung, in der die Krankheit zum letzten ruinösen Mittel wird, das im Kampf um Anerkennung eingesetzt wird. Die Zivilisationsgeschichte und zuletzt vor allem die Geschichte der modernen Industrie hat Männer dazu erzogen, ihren Körper als Maschine anzusehen, mit der sie wuchern, solange sie heil ist, und die sie, wenn sie nicht mehr

heil ist – je nach Lage der Dinge – als Trophäe, als Orden oder aber als Signum von Opfer und Niederlage ansehen. Sich liebevoll mit dem eigenen Leib-Körper von Anfang an, während der verschiedenen Lebensphasen und schließlich auch dann zu befassen, wenn er älter und kränker wird, fällt Männern ausgesprochen schwer und dürfte bis heute immer noch ein eher seltenes Ereignis sein. Krankheiten und „Kränkeln“ sind nicht in das tradierte Körperbild integrierbar. Die Selbstdefinitionen der Erkrankten orientieren sich in der Regel an der Norm des intakten, gesunden, voll funktionstüchtigen Körpers. Der schwächer werdende und alternde Körper wird abgelehnt. Demgegenüber gelingt es – so ein qualitatives Forschungsprojekt an der Universität Kassel – älteren und erkrankten Frauen offenbar besser, ihre leiblich-körperlichen Veränderungen wahrzunehmen, sie zu akzeptieren und auch zu kommunizieren. "Den älteren Frauen gelingt es, in einen Dialog mit ihrem Körper einzutreten" (Köhler-Enders in: Forum Public Health, 1999, Heft 25).

Die heroisch-männliche Arbeitsorientierung

Der männliche Körpertypus, wie er auch heute noch dominiert, entspricht gleichsam einem Maschinenverständnis von Körper und Leib, einer Verdinglichung des Leibes, einem instrumentellen Verständnis seinem eigenen Körper gegenüber. Diese Haltung wird erzeugt und verstärkt durch den Zugriff von Herrschaft und sozialer Kontrolle. Norbert Elias hat in seiner großen Studie „Der Prozess der Zivilisation“ diese als Geschichte der Verinnerlichung äußerer Zwänge und als Aufbau einer Selbstzwangapparat beschrieben. Gewendet auf eine herrschaftlich organisierte Organisation, wie sie ein Industriebetrieb darstellt, heißt soziale Kontrolle: Beeinflussung und Steuerung der Verhaltensorientierung durch ein System von Gratifikationen und Sanktionen, d.h. durch Belohnung und Strafe in Form von Anerkennung und Geld, von Diskriminierung und Ausschluss. Soziale Kontrolle ist auf Wahrnehmung, auf Verstehen und letztlich auch auf Akzeptanz durch die Adressaten angewiesen. Soziologisch gesehen, lässt sich sagen: Ohne Einverständnis der Arbeiter bzw. der Arbeitnehmer/innen ist keine Produktion, auch kein arbeitsbedingter Gesundheitsverschleiß möglich. Die Wahrnehmung von Belastungszumutungen, die Ahnung von negativen Belastungsfolgen, muss unterdrückt und verleugnet werden, um nicht einen Ausschluss aus dem Arbeitssystem zu riskieren. Eine Integration voraussorgender Sichtweisen in den Arbeitsprozess erscheint als nicht machbar, nicht vorstellbar oder schlicht aussichtslos. Irgendwann brechen schwere Krankheiten "über einem herein", und schlaglichtartig spürt man, dass man vielleicht über Jahre oder Jahrzehnte hinweg etwas falsch gemacht hat. Doch ein solches Eingeständnis fällt nicht leicht und muss, wenn es produktiv gewendet werden will, behutsam vorbereitet werden. Der Gegensatz zur Starrheit ist das Fließen. Ein positives Verhältnis zum Fließen-lassen, zum Sich-spüren-lernen, zur Aufmerksamkeit und Sanftheit im Umgang mit sich selbst, zur Ent-Dinglichung, zur leiblichen Selbstsorge, muss wachsen, möglichst frühzeitig und doch immer wieder in der Lebensgeschichte, auch später, immer dann, wenn sich gesundheitliche Krisen und biographische Brüche abzeichnen. Letztlich sind gerade gesundheitlich Geschädigte auf einen achtsamen Umgang mit sich selbst verwiesen. Allein darin liegen ihre Lebenschancen, nur auf dieser Grundlage können sie noch Pläne schmieden und Glück erfahren. Authentizität und Kohärenz haben deshalb auch damit zu tun, die komplexe Vorgeschichte einer Krankheit und seine eigene Verwobenheit darin aufzuspüren, anzunehmen und anzuerkennen. Dies schafft die Voraussetzungen für Wandlungen, für ein produktives und kreatives Umgehen mit seinem Leben.

Zum Männlichkeitsmuster gehört auch, familiäre Beziehungsarbeit zugunsten der Arbeitsorientierung zu vernachlässigen, in manchen Fällen sogar deren Notwendigkeit zu leugnen und zu vergessen. Dies wird in folgender Sequenz aus einem Interview mit einem ehemaligen Werftarbeiter deutlich:

„Im Schnitt, wie die ‚Europa‘ hier war, haben wir 10, 12 Stunden, Sonnabend, Sonntag immer voll durchgemacht. Das war doch gang und gäbe. Das war nun mal so. Und ich sag immer, zu der Zeit war der Vulkan noch'n Reparaturbetrieb. Und 'ne Reparatur, 'n Schiff kommt rein, der hat sein' Termin, die nächste Ladung. Der muss meinetwegen in 2 Tagen in Rotterdam sein oder in Hamburg, da kriegt der 'ne Ladung. Denn muss da eben rund um die Uhr ... (...). Wir ha'm doch alle gebaut, sag ich mal so... obwohl ich jetzt im Nachhinein, wo ich jetzt zu Hause bin, da hab ich mal so'n bisschen über... das Arbeitsleben mal so durchlaufen lassen. Das hat man, wenn ich denn so mal alleine bin Die Kinder hat meine Frau großgezogen. Ich bin manchmal nach Hause gekommen, dann ha'm die schon geschlafen, oder wenn ich morgens losgefahr'n bin um halb 5, denn ha'm se auch noch geschlafen. Es is' so. Die Kinder hat die Frau großgezogen (...). Wir ha'm doch mit'e Überstunden unser Haus mit bezahlt, sag ich mal, im Endeffekt. Es is' traurig, dass man das mal so auslegen muss. Man muss Überstunden machen, um sich was anschaffen zu können. Es is' doch so gewesen. Irgendwo hat es ja gelitten, aber ich muss sagen, meine beiden Jungs sind den geraden Weg gegangen, genauso wie ich, nech, die ha'm keine Konflikte mit'm Gesetz oder Haschen oder sonst wat. Sowas gibt es nich' bei uns in'e Familie. Die ha'm beide sich auch was schon angeschafft mit dem Alter, und es läuft, nech. ... Ich sag, wir ha'm schon alles mitgemacht. Ich sag, weißt du noch, wie wir gebaut ha'm, hier auf'm Vulkan, Überstunden, und anschließend bin ich da nachts hin, um halb 12, 12 bin ich nach Haus gekommen. So dreckig wie ich war ins Bett. Hab ich gesagt, kannst dich morgen früh duschen. Sag se, denn dusch' dich wenigsten ab. Ja, denn hab ich mich bloß abgeduscht und denn morgens rasiert, damit du wieder einigermaßen fit warst, damit du nich' wie so'n Strauchdieb hier ankommst. Ja, es is' so gewesen“ (Int. Nr. 191, S. 27-29).

Der Werftarbeiter definierte sich über seine Berufsarbeit, seine Leistung, das Einkommen, was er damit für seine Familie erzielte, und schließlich das Haus und den Wohlstand, den er für sie erreichte. Er war gleichsam eine Leistungsmaschine, welche Einkommen beschaffte und für das Wohlergehen der Familie einstand, aber dafür soziale und emotionale Bindungen vernachlässigen und sich somit selbst eines entscheidenden Stücks Wohlbefinden und Lebensqualität berauben musste. Das lassen ihn die vielen Gedanken, die er sich heute macht und die er kaum zu Ende zu denken wagt, erahnen. Er hat seine Kinder als Kinder kaum gesehen, heute gehen sie ihre eigenen Wege. Durch die Zeilen spricht eine Trauer darüber, so wenig mit den Kindern, so wenig mit ihrem Leben, ihrer Freude und ihrem Leid, zu tun gehabt zu haben, letztlich die Trauer darüber, sich selbst soviel an emotionalem Leben versagt zu haben. Doch das Nachkriegsmodell des Wirtschaftswachstums, das als Norm für alle galt, legitimierte all das Gewesene. Es tut dies heute noch, obwohl dieses Modell längst ausgelaufen ist. Mit geradezu übermenschlicher Anstrengung hat der Interviewte „seinen Mann gestanden“ und muss heute sehen, dass dies nicht alles gewesen ist, nicht alles, was ein Mensch an Glück und Befriedigung erreichen kann. Als Surrogat dient das gute Staatsbürgertum oder besser: ein ganz bestimmtes Verständnis dessen. An dieser Stelle möchte ich meine Interpretation abbrechen. Zu bedenken ist, dass zum einen der zitierte Werftarbeiter kein Einzelfall ist, sondern für die Mehrheit der ehemaligen Mitarbeiter der Vulkan-Werft steht, zum anderen, dass nunmehr, mit dem Zusammenbruch der Werft, sich viele ihrer eigenen körperlichen und seelischen Probleme gewahr wurden und werden. Viele merken, dass die körperliche Leistungs-

fähigkeit begrenzt ist, dass der gesundheitliche Raubbau seinen Tribut fordert, und nicht zuletzt die Frage auftaucht, welche Dimensionen das Leben sonst noch bietet.

Gesundheit und Krankheit, Körper und Leib

Was können, was sollen wir eigentlich unter Gesundheit verstehen? Die Reichsversicherungsordnung von 1911 definierte Gesundheit als Abwesenheit körperlicher Gebrechen. Zwar waren Arbeiter gegen Unfälle und Unfallfolgen versichert, nicht jedoch gegen die Folgen langjähriger chronischer Arbeitsbelastungen. Wer berufskrank wurde, so eine über Jahrzehnte gepflegte Auffassung der Arbeits- und Sozialhygiene, war von schwächlicher Natur und eben augenscheinlich für diesen Beruf nicht geeignet. Erst die Berufskrankheiten-Verordnung von 1925, Ergebnis einer jahrelangen sozialpolitischen Auseinandersetzung zwischen Unternehmertum und Gewerkschaften, schuf hier einen gewissen Wandel in der Sichtweise. Die Weltgesundheitsorganisation gab mit ihrer Proklamation von 1947, nach der Gesundheit nicht nur die Abwesenheit körperlicher Gebrechen sei, sondern auch ein körperliches, soziales, geistiges und seelisches Wohlbefinden, weitere Impulse, die als konstitutive Bestandteile in alle modernen Sozialverfassungen einfließen. Der Weltgesundheitsorganisation gelang es, im Rahmen ihrer Ottawa-Charta von 1986, das Definitionsfeld von Gesundheit von einer statischen zu einer dynamischen Betrachtungsweise weiterzuentwickeln. Gesundheit wird hier mit der Fähigkeit zur aktiven Gestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen in Zusammenhang gebracht, d.h. gesund ist derjenige Mensch, der in der Lage ist, sich aktiv am gesellschaftlichen, gemeinschaftlichen und betrieblichen Geschehen zu beteiligen. Die gesellschaftliche Teilhabe ist seither zu einem Leitbild der modernen Arbeits-, Sozial- und Gesundheitspolitik geworden. Was an dieser Entwicklungsgeschichte deutlich wird, ist – zumindest auf normativer Ebene – eine schrittweise Abkehr vom Maschinenmodell des menschlichen Körpers, hin zur Akzeptanz der leib-seelischen Existenzweise des Menschen mit all seinen sozialen, kulturellen und psychischen Dimensionen. In modernen Verfassungen hat jeder Mensch, gleich welcher Herkunft, das verbrieftte Recht auf menschenwürdige Arbeits- und Lebensbedingungen, die seine leib-seelischen, geistigen, kulturellen und spirituellen Interessen respektieren und ihnen Raum geben. Die europäische Arbeits- und Sozialgesetzgebung sagt, dass jeder Mensch das Recht hat, in Würde alt zu werden und weitgehend frei von Folgen langjähriger arbeitsbedingter Gesundheitsgefahren. Doch jeder weiß: Die gesellschaftliche Wirklichkeit sieht anders aus.

An dieser Stelle folgt ein philosophisch-anthropologischen Exkurs, in dessen Zentrum die Unterscheidung von Körperlichkeit und Leiblichkeit steht. Ich orientiere mich hierbei an der von Edmund Husserl begründeten und von Maurice Merleau-Ponty weiter entwickelten Phänomenologie der Leiblichkeit. Ein in diesem Zusammenhang besonders wichtiges Werk soll wenigstens erwähnt werden: Es ist das 1945 von Merleau-Ponty veröffentlichte Grundlagenwerk "Phänomenologie der Wahrnehmung" (deutsch: Berlin 1966). Hierin wird das Maschinenmodell des Körpers einer sehr differenzierten Kritik unterworfen. Wo hierbei beginnen, wenn nicht mit der antiken Philosophie?

Der mechanische Materialismus, ein Kind der Frühaufklärung, insbesondere in der französischen Philosophie, vertrat das Maschinenmodell des menschlichen Körpers in gleichsam reinsten Form. Lamettrie oder Holbach etwa sahen im Menschen ein kompliziertes Uhrwerk. Sie waren überzeugt davon, dass auch die menschliche Seele und der menschliche Geist nach mechanischen Prinzipien arbeiten würden. Andere Philosophen und Psychologen, die eher in der Tradition Descartes standen, stellten sich

eine „Geistseele“ völlig getrennt vom Körper vor, was unter dem Begriff des Geist-Körper-Dualismus in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen ist. Auch in der heutigen Alltagskultur finden sich viele Elemente des Cartesischen Dualismus, der letztlich auf die Spaltung materialistischer und idealistischer Denktraditionen in der griechischen Antike zurück geht. Wenn ein schwer lungenerkrankter Arbeiter sagt, seine Lunge zu reparieren, sei „nicht sein Job“, sondern „der Job der Ärzte“, dann schimmert hier genau diese Trennung von Materie und Geist durch, welche die Geschichte der Arbeit so unheilvoll belastet. Materialisten und Dualisten bestimmen auch heute weitgehend unsere Alltagskultur, auch diejenige des Feldes Arbeit und Gesundheit. Der Körper wird von vielen immer noch so behandelt, als wäre er eine Maschine, abgegrenzt in Raum und Zeit, zupackend, Kraft und Härte zeigend. War in klassischen Industrieberufen die körperliche Arbeit und die körperliche Kraft geradezu ein Statussymbol, so wandelt sich im Rahmen der neuen Arbeitsformen die Selbstdefinition Betroffener in eine Verleugnung der Körperlichkeit. Wenn junge Programmierer sagen, sie gingen in ihrer Arbeit auf, 14 Stunden vor dem Computer könnten ihnen „gar nichts anhaben“, dann reproduzieren sie damit nur die Illusion des Dualismus. Konsequenterweise weiter gedacht landet man bei biotechnischen Zukunftsvisionen: Die Körpermaschine ist unzulänglich, also muss man sie künstlich herstellen oder diejenigen Teile, die nicht funktionieren, schlicht verwerfen.

Angeregt durch Friedrich Nietzsche und die spätere Psychoanalyse haben phänomenologische Wissenschaftler versucht, die dualistische Betrachtungsweise von Körper und Geist, Leib und Seele aufzuheben, um zu einer ganzheitlicheren Betrachtung des Lebens zu kommen. Über die sinnliche Wahrnehmung bildet der Mensch Bewusstseinsstrukturen aus, die seinem Leben Sinn verleihen. Entscheidend in der phänomenologischen Sichtweise ist die Unterscheidung von Körper und Leib. Der Körper repräsentiert, wie bereits ausgeführt, mehr das Maschinenhafte, dasjenige, was funktionieren soll, das Dingliche, dem kein seelisch-geistiger Wert zukommt. Das Körperliche ist letzten Endes der Stoff des Pathologen, unter dessen Seziermesser seine Bestandteile analysiert werden können. Demgegenüber repräsentiert der Leib Stoffliches, Seelisches und Geistiges zugleich. Der Leib ist durchdrungen von Geist und Seele. Der Leib ist nicht streng abgegrenzt in Raum und Zeit, nicht streng getrennt von anderem Lebendigen, sondern begreift sich als fließend im "Strom des Lebens". Im Leiblichen zeigen sich nicht Kraft und Härte, sondern Sinnlichkeit und eine eher sanfte Bewegung. Der Leib nimmt Freude und Schmerz in seiner ganzen Fülle wahr. Der Leib ist das Medium, mit Hilfe dessen wir die Welt erfahren, die uns trägt. Der Leib ist zugleich das Medium, mit Hilfe dessen wir "zur Welt" sind und in ihr handeln. Eine derartige Anthropologie, die sich deutlich vom platonischen Idealismus absetzt, geht davon aus, dass es kein Bewusstsein ohne Leiblichkeit gibt und keine Leiblichkeit ohne Bewusstsein. Körperliche Verletzungen verletzen auch unseren Geist, geistige Verletzungen auch unseren Leib. Beide Verletzungen, ebenso wie unsere Auseinandersetzungen damit, schreiben sich ein in unsere Biographie.

Anmerkungen zum Gender-Diskurs

Exkursiv möchte ich einen Blick auf die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung werfen, denn auch hier wird die Frage aufgegriffen, wie sich eine der Gesundheit zuträglichere leibliche Sicht finden ließe. Einen guten Einblick in diesen neuen und interdisziplinären Wissenschaftszweig bietet eine Broschüre von Peter Döge mit dem Titel: „Männerforschung als Beitrag zur Geschlechterdemokratie“, herausgegeben vom

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Berlin 1999). Was ist Männlichkeit, was ist Weiblichkeit? Es gibt ein biologisches Geschlecht (sex) und ein soziales Geschlecht (gender). Das soziale Geschlecht kann als gesellschaftliche Konstruktion spezifischer Rollen verstanden werden, welche auf der Grundlage allgemeiner und spezifischer Sozialisationsprozesse und der mit diesen transportierten kulturellen Muster gelernt, eingeübt und verinnerlicht werden. Eine wissenschaftlich befriedigende Trennung von biologischem und sozialen Geschlecht wird es wohl kaum geben können – viel zu sehr sind Natur und Kultur ineinander verwoben. Es gibt zwar in der Wissenschaft solche Positionen, doch wird sich nicht gänzlich abstreiten lassen, dass ein über Hunderttausende von Jahren verlaufender Prozess nicht auch biologisch seine Spuren hinterlassen hat und zu einer differierenden genetischen Ausstattung von Mann und Frau geführt hat. Ob aber tatsächlich Aggression und seelische Panzerung genetisch im Y-Chromosom verankert sind – auch diese Positionen gibt es – ist eher fragwürdig. Die Gender-Forschung geht m.E. völlig richtig davon aus, dass der überwiegende Anteil des skizzierten männlichen Verhaltens soziokulturell bedingt ist. Der besseren begrifflichen Unterscheidung wegen seien diese sozialen Geschlechterrollen als Maskulinität und Feminität bezeichnet. Zwischen den Polen der biologischen Männlichkeit und der biologischen Weiblichkeit spannt sich ein breites Spektrum von absolut oder eher maskulinen, sich maskulin und feminin überlagernder und eher oder absolut femininen Ausprägungen auf. Frauen erscheinen, obwohl sie signifikant länger leben, in allen Statistiken und epidemiologischen Studien als das kränkere Geschlecht. In ihrem Aufsatz „Masculinity, Femininity and Sex“ zeigen Ellen Annandale und Kate Hunt (in: *Sociology of Health and Illness*, Vol. 12, 1990, pp. 24-46; Dank an Inge Jahn für diesen Hinweis), dass die Krankheitsausprägungen nicht mit dem biologischen, sondern mit dem sozialen Geschlecht korrelieren. Freilich reflektieren die Autorinnen dabei nicht, dass das eher maskuline Gesundheitsverhalten – wie am Beispiel der Vulkan-Studie deutlich wurde – einen hohen Preis hat, nämlich den, sich vor sich selbst und anderen gegenüber gesünder zu zeigen als man wirklich ist. Dies beweist schließlich und endlich der harte Indikator der Mortalität. Die „kränkeren“ Frauen haben gelernt, mit ihrem Leib-Körper sorgsamer umzugehen; sie verfügen hinsichtlich ihrer Gesundheit über ein höheres soziales und kulturelles Kapital (W. Voges, in: *ZeS-Report*, Jg. 7, 2002, Nr. 2, S. 21-24). Zwar darf nicht übersehen werden, dass sich hinter der gegenüber Männern höheren Lebenserwartung der Frauen eine starke Variation verbirgt, in der sich Folgen unterschiedlicher sozialer Lagen ausdrücken, doch sind Frauen „durchwegs besser in soziale Beziehungsgefüge (Familienverband, Nachbarschaften, Freundschaften) eingebunden und somit besser in der Lage, durch Rückgriff auf das im Netzwerk verfügbare soziale Kapital Lebenskrisen zu bewältigen“ (Voges 2002, S. 22).

Betty Friedan referiert in ihrem Buch „Mythos Alter“ (Frankfurt a.M. 1995) eine Fülle von Studien, die sich mit der Unterschiedlichkeit des Gesundheitszustandes von Männern und Frauen befassen. Friedan unterzieht die sich teilweise widersprechende Studienergebnisse einer Re-Interpretation und kommt zu folgendem Schluss: Je mehr es Frauen gelingt, ihre ausschließliche Ehe- und Mutterrolle zu verlassen und mehr an beruflicher Eigenständigkeit, an Selbstwertgefühl und Durchsetzungsvermögen zu gewinnen, desto eher haben Frauen eine Chance auch im Altern noch gesund zu bleiben; und je mehr es Männern gelingt, ihre auf Beruf und Macht zentrierte Rolle zu überwinden und sich mehr häuslichen Tätigkeiten, dem Umgang mit Kindern, der Fürsorge und dem Aufbau sozialer Beziehungen außerhalb der Arbeitssphäre zu widmen, desto eher haben Männer eine Chance, gesund alt zu werden. Friedan sagt, wenn es beiden Geschlechtern gelingt, die Spaltung zwischen Arbeit und Liebe,

zwischen Maskulinität und Feminität aufzuheben und – wie sie sagt – „den Jugendwahn von männlicher Stärke, weiblicher Schönheit und materiellem Reichtum“ hinter sich zu lassen, werden Möglichkeitsräume für eine gelingende erfüllte und kreative Bewältigung des Älterwerdens eröffnet. Für das Problem freilich, dass diese Entwicklungschancen durch erzwungene Arbeitslosigkeit, sinkendes Familieneinkommen und echte Armut untergraben und zerstört werden können, bietet Betty Friedan – so brilliant und anregend ihr Buch auch ist – keine Lösung. Unter ungünstigen und materiell restriktiven Bedingungen entwickeln sich leider auch Kräfte, die dazu tendieren, tradierte Muster zu verhärten.

Fallbeispiel: Die Frau eines Werftarbeiters

Dass Frauen immer und durchgehend sorgsamer mit dem Phänomen Leib-Körper-Gesundheit umgehen, kann also mitnichten behauptet werden. Weder gilt dies durchgehend für sie selbst, noch für ihre Haltung gegenüber dem anderen Geschlecht. Zu dieser Beharrungstendenz trägt alleine schon der Umstand bei, dass Kinder zumeist von Müttern im Sinne der sozialen Geschlechtspolarität erzogen werden. Auf welche Weise Männlichkeitsmuster von Frauen mitgetragen werden, möchte ich Ihnen anhand eines Ausschnittes einer Fallrekonstruktion zeigen, die wir am Rande des Vulkan-Projektes (bisher unveröffentlicht) durchgeführt haben. Aus einem längeren Interview mit der Ehefrau eines ehemaligen Vulkan-Arbeiters wurden die für die Fragestellung wichtigen Sequenzen im Folgenden zusammengestellt:

„Das Geldliche spielt immer 'ne ganz große Rolle. Wir haben unser Leben lang gearbeitet und haben ganz schlecht angefangen Und jetzt, so die ganzen Jahre, haben wir uns rausgerappelt, dass wir immer gesagt haben, wenn wir mal älter werden, unser Wunsch wäre es, einfach mal'n bisschen zu reisen. Und jetzt das! (...) Als das Kind noch wuchs, da konnte ich nicht arbeiten, dann hat er gearbeitet rund um die Uhr, nich', von der Arbeit weg und denn weitergemacht und denn auch nachts gearbeitet, und dann ist's halt irgendwann gewesen, dass er einen Magendurchbruch bekam Aber dann ging's wieder und wir haben weitergerackert, dass wir uns wirklich mal was leisten konnten. Und jetzt sind wir wieder am Nullpunkt angelangt. Er wird jetzt 55 Jahre, kein Mensch nimmt ihn, also muss ich jetzt arbeiten gehen, bis ich auch nicht mehr kann, nich'. (...) Ich hab' das nicht verstanden: Die Männer sind immer ruhiger geworden (statt zu kämpfen, WH) und wir Frauen müssen den Laden hochhalten. (...) Wir möchten doch den Kindern auch was bieten und können's nicht. Das sind einfach so die seelischen Dinge, die man im Körper hat, die man vor anderen nicht so offen sagt. Ich weiß nicht, ... dass man alles hergibt, verzichtet, und die Männer immer kleiner gemacht werden, niedriger gemacht werden. (...) Die Frau muss ja die viel Stärkere sein, obwohl da die Nerven nachher auch nicht mitmachen.“

Dem Deutungsmuster, dem diese Betroffene sprachlich Ausdruck verleiht, ist die Verinnerlichung der Wertform als Norm innewohnend. Deutungsmuster sind immer eine Orientierung in dieser Welt, sie legitimieren das Gewesene des eigenen Lebens und sie geben Halt für Gegenwart und Zukunft. Das Durchhalten wurde von beiden Ehepartnern solange als Lebensorientierung geteilt, bis die äußeren Bedingungen dies nicht mehr zuließen. Das Durchhalten wurde selbst über schwerste gesundheitliche Krisen hinweg aufrecht erhalten, weil es das Zielkriterium „Sich-etwas-leisten-können“ so gebot und weil der Erwartungshorizont der Entschädigung des Durchhaltens, der alltäglichen Leiden und der durchaus wahrgenommenen Gefahren, größer schien als diese. Das „Sich-etwas-leisten-können“ erschien im Sinne des „Geldlichen“ alternativlos. Zugleich ist an diesem Beispiel unverkennbar, dass Deutungsmuster, wenn die ökonomischen, sozialen und kulturellen Umstände sich – wie im Falle des Bremer

Vulkan gleichsam erdrutschartig – verändern, Brüche und Risse bekommen können oder sogar drohen, völlig zu zerbrechen. Dann geraten Menschen unweigerlich in tiefe Lebenskrisen, für deren Bewältigung sie nach Erklärungen, aber auch nach Auswegen und Lösungen suchen. Wieder taucht hier – ganz im Sinne einer Arbeitertradition, in deren Mittelpunkt der Kampf um Lohn und Arbeitsplatz stand – eine spezifische Vorstellung von Stärke auf. Niemand wird dies der Betroffenen zum Vorwurf machen können. Die zitierten Sequenzen offenbaren in aller Schärfe ein gesellschaftliches Dilemma: Wie kann in einer durchökonomisierten und bis ins Kleinste hinein monetarisierten Welt der Gedanke einer inhaltlichen Lebensalternative wachsen, in dessen Mittelpunkt Entwürfe eines anderen Lebens und eines anderen Arbeitens stehen? Wo ist der gesellschaftliche Raum, in dem Selbstsorge, Achtsamkeit, neue Erfahrungen und neues Erleben in einer anderen, soziale Netzwerke und gegenseitige Hilfe betonenden Weise gedeihen könnten? Dieses Beispiel zeigt, dass Männlichkeitsmuster mit dominanten gesellschaftlichen Mustern unserer Wirtschaftsordnung und Lebensweise eng verstrickt sind, ohne deren Analyse jene nicht zu verstehen sind. Zu Ende gedacht, lässt sich mit Fug und Recht die These formulieren, dass soziale Geschlechtsmuster gesellschaftliche Muster sind.

Entwicklungstendenzen der Dienstleistungsarbeit

Männlichkeitsmuster werden im Zuge neuer Arbeitsformen auch von Frauen im Arbeitsleben übernommen: Dies möchte ich am Beispiel der IT-Branche erläutern. In ihrem Buch „Geistmaschine“ schreibt Christel Schachtner: "Die Subjektivität des Subjekts wird zum Störfall, wo sie sich den Ansprüchen und Verheißungen der neuen Maschine entgegenstellt. ... Maschinenlogik fragt nicht nach dem Geschlecht." (Schachtner, Frankfurt a.M. 1993, S. 174). Die Autorin führte viele offene Interviews mit Männern und Frauen in der Software-Industrie. Als durchgängiges Muster zeigte sich, wenn Frauen beruflich anerkannt und erfolgreich sein wollten, sie damit ihre im Sinne des sozialen Geschlechts gelebte feminine Seite verleugnen oder gar verdrängen mussten. Was blieb, war oftmals nur das Make-up. *"Mein Chef sagt immer, ich zähle nicht zu den Frauen, denn Frauen in so einem Beruf, das ist ein bisschen heikel ..."* (ebenda, S. 175). Die Folgen einer derartigen Selbstdisziplinierung bleiben nicht aus: "Die Schmerzen entstehen im Rücken und in der Kopfregion als Kopfweg, Augen- und Ohrenschmerzen. Alle Altersgruppen sind von ihnen betroffen. Bei einigen älteren SoftwareentwicklerInnen ist der Schmerz bereits chronisch geworden. ... Der Schmerz wird zu einer Form der Ich-Behauptung" (ebenda, S. 203 f.). In einer gewerkschaftlichen Broschüre ("Mit Haut und Haaren", herausgegeben von der IG Metall Frankfurt a.M. 2000) schreibt Angela Schmidt, selbst Software-Entwicklerin, folgende halbironisch gemeinten, doch recht eigentlich zutiefst ernsten Sätze:

"Diese Härte ist halt das Leben. Indem ich mich unter diesen Bedingungen bewähre, im Kampf ums Überleben bestehe, diene ich einer größeren Sache ... Je elender es mir geht, je mehr ich mich selbst bekämpfen muss, desto größer ist auch mein Heldentum" (Schmidt 2000, S. 33).

Dieses Heldentum ist es, welches Gegenstand unserer Betrachtung ist. Was Max Weber bereits Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem Begriff des "stählernen Gehäuses der Hörigkeit" angesprochen hat, in das die moderne Arbeitsgesellschaft uns zwingt, wurde von Horkheimer und Adorno in ihrer „Dialektik der Aufklärung“ (1944/1969) aufgegriffen und weitergeführt. "Furchtbares" – so formulieren sie – "hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche

Charakter des Menschen, geschaffen war" (Frankfurt a.M. 1969, S. 40). Die Härte gegen sich selbst, um bestehen zu können, und die Angst vor dem Anderen in sich, dem, was dieser Unterwerfung widerstrebt, wandeln sich zu einer Abwehr gegen andere Lebensentwürfe. Dieses „Andere“ muss bekämpft werden, um die eigene Angst zu unterdrücken. Das System von Herrschaft ist kein dem Individuum äußerliches, sondern setzt sich – durch dessen Leib und Seele hindurch – im Erleben und Verhalten des Unterdrückten fort. Und doch gärt und rebelliert es im Inneren des Menschen wie in seinen sozialen Bezügen, Netzen und Organisationen. Andere Lebensformen, die sich im Sinne der Feminität an Sorge und Selbstsorge, an einem weichen, einem menschlicheren Umgang mit sich selbst und anderen, orientieren, drängen hervor, doch fehlen immer noch die richtigen Begriffe. Deswegen ist, gerade im Arbeits- und Gesundheitsschutz, der Diskurs über Männlichkeitsmuster und seine Alternativen so wichtig. Es hilft uns nichts, wenn immer mehr Frauen in hochqualifizierte Berufe gehen, aber dies um den Preis, Männlichkeitsmuster übernehmen zu müssen. Dies kann nicht die Lösung sein. Umgekehrt geht es darum, neue Arrangements zwischen Arbeit und Leben, Beruf, Kindererziehung und bürgerschaftlichem Engagement zu finden und hierfür für beide Geschlechter die Teilzeitangebote massiv zu erhöhen. Es steht an, soziale und kulturelle Räume zu schaffen, in denen die Verantwortung für beruflichen Erfolg und Kindererziehung, für Einkommen, Emotionalität und „Generativität“ – ein Begriff, den Betty Friedan von Erik Erikson übernimmt – von beiden Geschlechtern gleichermaßen übernommen und gelebt werden kann. Es steht zugleich an, soziale und kulturelle Räume zu schaffen, in denen Belastungen und Gesundheitsstörungen – von Männern wie von Frauen – frühzeitig wahrgenommen und thematisiert werden können und dürfen, ohne Angst vor Sanktionen und ohne Angst, im Beruf oder in den privaten Beziehungen – als Mann wie als Frau – nicht mehr wertgeschätzt und anerkannt zu werden.

Schlussbemerkungen

Die schlimmste Angst ist die Angst vor der Angst – eine Folge der rigorosen Arbeitsorientierung, die von der Krise der Arbeitsgesellschaft selbst konterkariert wird. Zum Schluss noch ein Zitat, das einem bewegenden Bericht von Dieter Schnack, betitelt mit „Das Schweigen der Männer“ (in: Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales der Freien und Hansestadt Hamburg, 2000) entnommen ist. Es geht hierbei um eine Diskussion zum Thema „Männer zwischen Beruf und Familie“, die auf dem Katholischen Kirchentag 1998 stattfand. Ein Krankenhauspfarrer im Publikum erzählte, dass er viel mit Männern zu tun habe, die in einem nahegelegenen Großkonzern beschäftigt seien. Weiter heißt es in diesem Bericht:

„Der Konzern hat in den letzten Jahren beständig Personal abgebaut. Auf der letzten Bilanzpressekonferenz wurde stolz ein phänomenales Rekordergebnis und der weitere Abbau von tausend Arbeitsplätzen verkündet. Leider könne man überhaupt noch nicht sagen, an welchen Standorten reduziert werden müsse. Der Krankenhauspfarrer erzählte von seinen Gesprächen mit den Männern. Erschrocken durch eine unerwartete und schwere Erkrankung würden sie oft zum ersten Mal darüber sprechen, wie unerträglich der Druck in den vergangenen Jahren in ihrem Betrieb geworden sei, wie der akuten Erkrankung Existenzangst, Leistungsdruck, schlaflose Nächte usw. vorausgegangen wären. Er schloss seine eindrucksvolle Schilderung mit einer flammenden Anklage gegen die nach seiner Ansicht unmenschlichen Verhältnisse. Der Sprecher des Verbandes christlicher Unternehmer antwortete mit einer Gegenfrage: ‚Seien Sie mal ehrlich. Wenn Sie Geld zur Bank bringen,

wieviel Prozent Zinsen erwarten Sie?’ Zwischen dem Pfarrer und dem christlichen Unternehmer war eine Verständigung in dieser Situation ausgeschlossen.“ (Schnack 2000, S. 45).

Besonders deutlich lässt sich hier erkennen, dass die heroisch-männliche Arbeitsorientierung keine Frage der individuellen Einstellung allein ist, sondern in dieser sich immer auch ein gesellschaftlicher Zwangszusammenhang ausdrückt. Diesen zu thematisieren ist meiner Ansicht nach eine unverzichtbare Aufgabe im Arbeitsschutz und in der betrieblichen Gesundheitsförderung.

Literatur

- Hien, W. / König, C. / Milles, D. / Spalek, R.: Am Ende ein neuer Anfang? Arbeit, Gesundheit und Leben der Werftarbeiter des Bremer Vulkan. VSA-Verlag, Hamburg
- Broschüre „Lohn der Angst“, hrsg. von der Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales der Freien und Hansestadt Hamburg, 2000
- Eickenburg / Hurrelmann: Die Gesundheit der Männer ist das Glück der Frauen?, hrsg. von der Gesundheitsakademie und dem Landesinstitut für Weiterbildung NRW, Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main, 1998
- Broschüre: „Männerforschung als Beitrag zur Geschlechterdemokratie“, Peter Döge, hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin, 1999